

Die Kündigung

Klar war damals nur eines. Es gab keine Gewissheit. Keinen Plan B oder eine andere Art von Sicherheitsnetz. Nur die Überzeugung, dass ich meinem Sohn nicht helfen konnte, solange ich in einer anderen Welt lebte.

„Helfen“ war dabei ohnehin das falsche Wort. Ich würde seine Erkrankung nicht heilen. Wahrscheinlich würde ich viele Jahre lang nicht einmal spürbare Fortschritte sehen. Im besten Fall konnte ich Strukturen schaffen, Menschen zusammenbringen und Entwicklungen anstoßen, von denen irgendwann andere Familien profitieren würden.

Mehr nicht.

Aber eben auch nicht weniger.

Wir sind schnell darin, Zuständigkeiten zu benennen. Die Politik. Die Forschung. Die Industrie. Die Krankenkassen. Irgendjemand müsste doch endlich etwas tun. Die schwierigere Frage lautet immer: Welchen Anteil habe ich? Diese Frage ließ sich nicht mehr wegdiskutieren.

Ich wollte nicht jahrelang erklären, warum sich zu wenig bewegte, während ich selbst dort blieb, wo ich immer gewesen war. Irgendwann veränderte sich deshalb die Frage. Ich fragte mich nicht mehr, ob ich kündigen würde.

Ich fragte mich nur noch, wann.

Die Zweifel verschwanden dadurch nicht. War es verantwortbar, die finanzielle Sicherheit der eigenen Familie aufs Spiel zu setzen? Verlässt man wirklich freiwillig einen börsennotierten Konzern, nachdem man sich über viele Jahre eine Position aufgebaut hat, von der andere träumen? Verzichtet man bewusst auf Einkommen, Status und Planbarkeit?

Natürlich stellt man sich diese Fragen.

Und natürlich hatte ich keine überzeugenden Antworten. Die einzige Antwort, die mit jedem Tag klarer wurde, war eine andere: Wenn ich bleiben würde, würde ich mich irgendwann fragen, warum ich es nicht wenigstens versucht hatte.

Im engsten Familienkreis spürte ich von Anfang an große Unterstützung.

„So bist du.“

Mehr wurde nicht gesagt.

Dieser kurze Satz bedeutete mir mehr als viele gut gemeinte Ratschläge. Er war keine Aufforderung zu kündigen. Er erinnerte mich daran, wer ich immer gewesen war: jemand, der Entscheidungen traf, dafür Verantwortung übernahm und auch seinen eigenen Weg ging, statt nur anderen zu folgen.

Es war nicht die erste Kündigung meines Lebens.

Jahre zuvor hatte ich nach dreizehn Jahren ein Unternehmen verlassen, das mich beruflich und persönlich geprägt hatte. Ich wechselte zu einem Wettbewerber. Als meine Kündigung ausgesprochen war, musste ich das Büro sofort verlassen. Ich konnte mich noch kurz von

meinem Team verabschieden. Zumindest von denen, die gerade da waren. Keine dreißig Minuten später saß ich in einer Pizzeria gegenüber der Zentrale.

Das war es also gewesen.

Dreizehn Jahre, viele Menschen, die mir nahestanden, und ein Unternehmen, in dem ich beruflich erwachsen geworden war. Gerade noch mitten im Geschehen. Und gefühlt einen Wimpernschlag später saß ich alleine vor einer mittelmäßigen Pizza Tonno.

Aber die Zukunft war geregelt. Ich hatte einen Vertrag für eine neue, spannende Aufgabe – unterschrieben vom CEO, was meinem Ego durchaus schmeichelte. Wegen eines Wettbewerbsverbots lagen außerdem zehn Monate Freistellung vor mir – auch bekannt als „Garden Time“. Die erste längere Pause seit dem Kindergarten.

Es wurden einige der unbeschwertesten Monate meines Lebens. Zeit mit Ben, Flugschein und Weltreise inklusive. Freiheit – allerdings mit festem Enddatum und einer neuen Position, die bereits auf mich wartete.

Es war eine Pause innerhalb derselben Normalität.

Diese Kündigung war anders.

Kein neuer Arbeitgeber wartete. Kein neuer Vertrag. Ich wechselte nicht zu einem Wettbewerber und auch nicht in eine andere Branche. Ich beendete etwas, das weit mehr als die Hälfte meines Lebens ausgemacht hatte.

Nicht, weil ich eine neue berufliche Herausforderung suchte. Sondern weil mir die Realität eine Aufgabe gestellt hatte, die ich nun bereit war anzunehmen.

Aber der letzte Schritt blieb schwer.

Zehn Minuten vor dem Gespräch wusste ich noch immer nicht, ob ich meine Kündigung tatsächlich aussprechen würde. Nicht, weil ich die Situation anders beurteilte. Sondern weil ich wusste, was sie kosten konnte. Dann blieb von allen Überlegungen nur noch ein einziger Gedanke übrig:

Wenn ich es nicht mache, macht es vielleicht keiner.

Der Satz war weder besonders klug noch besonders originell. Er reichte. Wenige Minuten später sprach ich meine Kündigung aus. Ich erinnere mich kaum noch an das Gespräch. Nicht an einzelne Formulierungen und auch nicht daran, wie lange es dauerte.

Ich erinnere mich an die Erleichterung.

Bei allem Wehmut überwog in diesem Moment die Vorfriede. Nicht auf eine neue Position oder einen bereits beschriebenen nächsten Schritt. Sondern auf etwas, von dem ich noch nicht wusste, wie es aussehen würde. Einfacher war dadurch nichts geworden. Viele Probleme begannen erst in diesem Moment. Aber zum ersten Mal seit langer Zeit passte meine Entscheidung wieder zu meiner Realität.

Ich hatte mir über Jahre gesagt: Wenn sich meine Realität grundlegend verändert, muss auch mein Handeln folgen.

Jetzt war das eingetreten. Ich war nicht mutiger geworden.

Ich war mir treu geblieben.